

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Verdun. Von Hans Flemming	29
Drei Skizzen. Von Käthe Brodny	38
Vom Krieg zum Frieden. Von Friedrich Wilhelm Fürsten zu Hohenburg	43
Orient und Occident. Von Karl Jentsch	46
Nach dem Krieg. Von Cascaño Hearn	51

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1916.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der

VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7721.

Alleinige Anzeigen-Annahme
der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch

Max Kirstein,

Berlin SW 68, Markgrafensr. 59.
Presenreiter Amt, Zentrum 10 809 u. 10 810.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Fürstenhof Carlton-Hotel = Frankfurt a. M. =
Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

Weinstuben

Mitscher

Französische Straße 18

Krebse
Erdbeer-
bowle

Zentrum 228!

Berlin-Weinrestaurant Willys-Berlin

Frühstück von 12—4 Uhr :: Fünf-Uhr-TEE :: Abends n. d. Karte

Vornehme
Konzerte.

Kurfürstendamm 11

Vornehme
Konzerte.

Kurfürsten-
damm 235

„Königin“

Kurfürsten-
damm 235

Weinrestaurant I. Ranges

Täglich Konzert

□ □

Täglich Konzert

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!
Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

Neu! **AQUARIUM** mit Terrarium
u. Insektarium.



Berlin, den 15. Juli 1916.

Verdun.

Verdun trägt (wie die drei gleichnamigen Orte in den Departements Tarn-et-Garonne, Saône-et-Loire und Ariège) in seiner zweiten Silbe festlichen Ursprung noch deutlich zur Schau. Sie ist die Verkürzung des in der Zusammensetzung so vieler gallischen Ortsnamen (wie auch allein, in Dun an der Maas, in Thun in der Schweiz) auftretenden *dunum*, das mit dem neuhochdeutschen *Baun*, dem englischen *town* in sprachlichem Zusammenhang steht und sich schließlich mit *Burg* wiedergeben läßt.

Das sogenannte *Itinerarium Antonini* (etwa aus dem Beginn des dritten Jahrhunderts, trotz dem Namen) erwähnt den Ort als eine der Stationen auf der römischen Straße von *Divodurum* nach *Durocortorum*, von Metz nach Reims; und die *Notitia dignitatum* der späten Kaiserzeit (gegen 400) spricht von der *civitas* (dem ganzen Gebiet) *Verodunensium*, die mit den drei anderen *civitates*: *Treverorum*, *Mediomatricorum* und *Leucorum* als *Belgica prima* (mit dem Hauptort *Augusta Treverorum*, Trier) zusammengefaßt wurde.

Von Paris und Meaux her kam vor der Mitte des vierten Jahrhunderts als erster Verkünder des Christenthums *Sanctinus* (*Saint Sartin*), der auf dem Hügel im Westen vor der Stadt Petrus und Paulus zu Ehren ein Kirchlein erbaute. An das Gotteshaus heftete sich später der Name des volkstümlichsten der Bischöfe Verduns, des Heiligen *Vidennus* oder *Vitonus* (*Saint Vanne[s]*) aus der Zeit *Chlodwigs* (481 bis 511). Er erscheint auf Darstellungen (wie unter anderen auch *Saint Marcel* an der Außenseite von *Notre-Dame* in Paris) mit einem (hymnologischen) Drachen, von dem er das Land befreit hatte und dessen

Bildniß, nach der Angabe des Abbé Clouët, noch bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bei der Wittprozeßion, die Himmelfahrt vorausgeht, getragen wurde. Die später umgebaute Kirche Saint-Vanne(s) wird in der Folgezeit zum Mittelpunkt einer berühmten Benediktinerabtei. Um sie herum entstand unter Ludwig dem Dreizehnten von 1627 an unter dem Gouverneur Louis von Marillac (er wurde 1629 Marschall und ward 1632 auf Betreiben von Richelieu in Paris hingerichtet) die schon 1552 geplante Citadelle, die Vauban später in seinem Sinn umbaute.

Die Klosterräume wurden seit der Französischen Revolution Kaserne. Die ihrem Einsturz nahe Kirche ward im vierten Decennium des neunzehnten Jahrhunderts bis auf einen romanischen Thurm abgetragen. Das Bombardement von 1870 that sein Uebrigcs; und so ist heute fast nichts mehr von den einst so umfangreichen Baulichkeiten vorhanden. Das Selbe gilt von einer Reihe später entstandener Klöster, wie Saint-Miry und Saint-Paul, das Gaspard de Saulz de Tabannes (eins der Forts heißt nach ihm) 1552, als man das Herannahen Karls des Fünften von Meh her fürchtete, aus militärischen Gründen dem Boden gleich machen ließ.

Nach dem Abzug der Horden Attilas (451) aus der vernichteten Stadt baute Pulcronius (Saint Pulchrone) auf der Höhe in ihrer Mitte der Maria ein Gotteshaus, das, so oft es auch zerstört ward, noch heute als Kathedrale seine alte Stelle bewahrt.

Als Chlodwig 511 starb, kam Verdun mit Aufrasien an den ältesten der Söhne: Theoderich den Ersten. Er nimmt dem Nachfolger von Saint Vanne, dem Desideratus (Desiré), Habe und Amt; aber Theodebert, sein Sohn, setzt den Geistlichen wieder ein. Um verarmten Bürgern aufzuhelfen, erbittet der Bischof vom König Geld und erhält siebentausend Goldsolidi, die er sich mit Zinsen zurückzahlen verpflichtet. Als man dem Herrscher endlich die geliehene Summe bringt, weist er sie zurück und legt so den Grund zum Reichthum der Händler in Verdun, deren Wohlstand Gregor von Tours hervorhebt. Zweihundert Jahre später, zur Zeit Karls des Großen, hören wir von als Bracenses negotiatores bezeichneten Händlern, die sich des Wasserweges bedienten und deren Bedeutung und wachsender Einfluß zum Vergleich mit der Korporation der Nautae (nautae) in Paris auffordert.

Theodebert lebte mit der schönen Deuteria aus dem südlichen Gallien in Wilder Ehe, in die sie eine Tochter mitgebracht hatte, und da die Mutter in ihr die künftige Nebenbuhlerin fürchtete, ward ein Unglücksfall erbeuchelt. Wild gemachte Stiere stürzten

den Wagen (die *basterna*) mit der Jungfrau bei Verdun von der Brücke in den Fluß, auf der die alte römische Straße die *Maas* überschritt; es ist die Stelle des *Pont Sainte-Croix*. *Deuteria* ward zerstoßen und der König (der 548 starb) nahm die Langobardin *Wisigardis* zum Weib.

Von der Mitte des sechsten Jahrhunderts an sitzt auf dem bischöflichen Stuhl in Verdun ein Bürger der Stadt selbst, der durch *Venantius Fortunatus* besungene *Algericus* (*Ugricus*, *Algerich*, *Saint Airy*), der das erste Kind *Sigiberts* und der durch ihren Kampf mit *Fredegunde* und durch ihr schreckliches Ende bekannten *Brunhild*, *Childibert den Zweiten*, taufte.

Als 587 in einer Verschwörung gegen *Brunhild*, den jungen König und seinen Onkel *Guntchramn* (*Gontran*) von Burgund, einer der Missethäter, *Guntchramn Boso*, trotz der Bürgerschaft von *Saint Airy*, in dessen Schutz er sich begeben hatte, nach *Andelot am Rognon* (im heutigen Departement de la Haute-Marne) hin abgeholt und getödet worden und ein anderer in der Kapelle des bischöflichen Hauses, in die er sich geflüchtet hatte, von oben her durch das abgedeckte Dach, niedergemacht worden war, hielt es *Childebert der Zweite* für gerathen, den frommen Herrn in Verdun zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit ward ein von *Saint Airy* gesegnetes Weinsäß trotz größtem Durst der Gäste nicht leer; so wenigstens sucht sich die Legende mit der *Tonne* abzufinden, die auf den Darstellungen von *Saint Airy* erscheint.

Pippin der Mittlere hatte noch kurz vor seinem Tode (Dezember 714) auf Betreiben seiner Frau *Plektrudis* seinen Sohn von der *Alpheid*, *Karl* (*Martel*), von jeder Erbschaft ausgeschlossen. Aber gerade ihn drängten die Ereignisse an die Spitze des Staates, als er der Haft, in der er saß, entkommen war. Dem Bischof *Peppo* in Verdun lohnte *Karl*, der seine Gründe hatte, der Kirche im Allgemeinen nicht hold zu sein, mit Schenkungen die ihm beim schwankenden Beginn seiner Herrschaft bewiesene Treue.

Bald nachdem *Karls* Sohn *Pippin* König der Franken geworden war, ist Bischof von Verdun *Madelveus* (*Saint Madalvé*), der eine Pilgerfahrt ins Heilige Land unternimmt und unter dessen Episkopat der größte Theil der Stadt und die Kathedrale ein Raub der Flammen wird.

Ein trauriger Zug bewegte sich 833 durch Verdun. Er kam vom *Lügenfeld*. *Lothar* führte seinen Vater *Ludwig den Frommen* zur Kirchenbuße nach *Sankt Medardus* bei *Soissons*.

Zehn Jahre später wird in Verdun der berühmte, aber mit Unrecht als der Scheidepunkt französischer und deutscher Geschichte

bezeichnete Zerstückelungsvertrag geschlossen, der es dem Gebiete Lothars des Ersten zutheilt. Dieser starb 855, wenige Tage, nachdem er Mönch geworden war, im Kloster Prüm in den Ardennen, das die Normannen 882 niederbrannten. Die Gebeine des Kaisers hat man 1860 wieder aufgefunden. Von seinem zweiten Sohn, Lothar dem Zweiten, stammt der Name Lothringen.

Bei diesem Fürsten stand Bischof Hatto in Gunst, der das ärmliche Gotteshaus, das Madalveus mit seinen beschränkten Mitteln errichtet hatte, durch ein schöneres zu ersetzen begann. Er nahm 869 Karl den Kahlen auf, der es eilig hatte, das Reich seines verstorbenen Nessen an sich zu bringen und sich in Metz zum König von Lothringen krönen zu lassen. Aber Ludwig der Deutsche forderte seinen Theil an der Beute, drohte; und so kam es 870 zum Zerstückelungsvertrag bei Meerssen. 882 starb Ludwig (der Zweite von Germanien, Louis le Jeune), der zweite Sohn Ludwigs des Deutschen; und sein Bruder Karl der Dicke vereinte noch einmal fast das ganze Gebiet Ludwigs des Frommen. Arnulf von Kärnten giebt 895 seinem Bastard Zwentibold Lothringen zum Königreich; und nachdem Dieser 900 gefallen war, erkennen die Unterthanen seinen legitimen Halbbruder Ludwig das Kind, den letzten deutschen Karolinger, als Herrscher an und 911 den Karolinger Karl den Einfältigen von Frankreich.

Der ehrgeizige Giselfert, der Karl viel Unruhe bereitet hatte, streitet um den Besitz des Landes mit Heinrich dem Ersten von Sachsen, dessen Schwiegersohn er 928 wird. Er ertrinkt 939 auf der Flucht vor Otto dem Ersten (936 bis 973) im Rhein. Ludwig der Vierte von Frankreich, der Sohn Karls des Einfältigen, heirathet Giselferts Witwe, wird also Ottos Schwager; aber der Deutsche Kaiser wehrt Lothringen zu behaupten. Sein Bruder, der Erzbischof Bruno von Köln, theilt Lothringen in Nieder- und Ober-Lothringen; an dem zweiten Theil bleibt später allein der Name Lothringen haften. Ludwigs des Vierten Sohn, Lothar, erobert während der Minderjährigkeit des Deutschen Kaisers Ottos des Dritten Verdun, das aber bald nach dem Tode des französischen Herrschers an Deutschland zurückfällt.

Kaiser Otto der Dritte ernennt den Bischof Heimo zum weltlichen Herrn über Verdun mit allen Hoheitrechten. „Otto imperator, Heimo episcopus“ künden die Münzen.

Aber die scheinbar so einfache Rechnung war ohne den Wirth, ohne die Grafen von Verdun gemacht, denen damit die Rolle von absehbaren Unterstellten des Bischofs zugetheilt wurde, wo sie sich das Recht des Eigenthums zuschrieben. Als daher Raim-

Bert, der auf Heimo folgte, Louis de Chiny zum Grafen ernannte, entfesselte er den Zorn Gothelons (er war der zweite Sohn Gottfrieds des Alten, Grafen von Verdun), der aus Niederlothringen herbeieilte und seinen Nebenbuhler tötete. Gothelons Sohn ist Gottfried der Bärtige. Als ihm der Bischof Thierry Erbschaftrechte nicht zugestehet, nimmt er 1047 Verdun ein, läßt die Stadt plündern; und Notre-Dame geht in Flammen nieder. Gottfried thut öffentlich Buße. Die Kathedrale erhebt unter Thierrys Regiment wieder; und zum Jahresluß 1069 findet Gottfried in ihr seine letzte Ruhestätte.

Gottfried der Bärtige ist bekannt durch seinen Widerstand gegen Kaiser Heinrich den Dritten und seine Heirath mit Beatrig von Tuscien, deren Tochter, die berühmte Mathilde, die 1077 Gregor den Siebenten in Canossa aufnahm, den Sohn ihres Stiefvaters, den 1076 ermordeten und in Verdun beigefetzten Gottfried den Buckeligen, 1070 geheirathet hatte. Gottfrieds des Buckeligen Neffe ist der Held des ersten Kreuzzuges: Gottfried von Bouillon, der letzte der alten Grafen von Verdun. Er giebt seine Ansprüche dem Bischof Richer gegenüber auf; und Der macht den Grafen von Bar zu seinem bischöflichen Grafen (voue). Der zweite dieser Würdenträger ist Reinhold der Einäugige (Renauld-le-Borgne), der für Verdun zur schlimmen Plage wird und dessen Macht erst ein Ende nimmt, als es dem Bischof Albéron von Chiny gelingt, die Burg des Tyrannen, die Courloude, in seinen Besitz zu bekommen.

Der Heilige Bernhard aus Fontaine-lez-Dijon hatte in Bézelay vor Ludwig dem Siebenten und Leonore von Guyenne den zweiten Kreuzzug gepredigt. Auf seiner Fahrt dazu nach Metz weilte der König 1147 in Verdun; und noch im selben Jahr erschien in der Stadt der dritte Papst Eugenius und weihte die Kathedrale; der seit Gottfrieds des Bärtigen Zeit errichteten hatte Reinhold so übel mitgespielt, daß Albéron den Neubau unternommen hatte. (Heute ist es der älteste Theil des Gebäudes.) Der Architekt Garin gab ihm auch im Westen Chor und Querschiff. In das romanische Werk drang mit Pierre Perrat Gothik ein; und endlich wandelte das achtzehnte Jahrhundert mit jenem Unverständnis, das Victor Hugo so scharf gezeißelt hat, das, was die alten Meister geschaffen hatten, in einen faden Bau im Stile Ludwigs des Fünfzehnten um, an dem das einzig Beachtenswerthe die Reste der älteren Zeit sind, so der um 1510 erbaute Kreuzgang auf der Südseite im Stil der flammenden Gothik. Das langgestreckte kasernenähnliche Gebäude neben der Kathedrale, das

mit ihr Stadt und Umgegend überragt, ist der bischöfliche Palaß und das Große Seminar.

In das Jahr 1254 fällt der kurze Episcopat des Schustersohnes aus Troyes, der zum Patriarchen von Jerusalem emporstieg und 1261 als Urban der Vierte an die Spitze der Christenheit kam. Er ist der Papst der Taunhäuserfrage; der selbe, der den Visionen der Juliane bei Lüttich durch allgemeine Anordnung des Fronleichnamfestes zur Wirklichkeit verhalf.

In wechselvollen Kämpfen mit den Bischöfen wird in Verdun allmählich die bürgerliche Freiheit erreicht.

Gegen 1265 wird (nach den Angaben des Abbé Clouët) Verdun eine erste, 1286 eine zweite „Friedenscharta“ bewilligt, die die Anerkennung der Kommune durch die Bischöfe bedeutet. Aber Streitigkeiten in der Kommune selbst begründen die Schutzwacht (la Garde, la Warde), die die Stadt bei Frankreich, beim Haus Luxemburg, beim Grafen von Bar zu suchen genöthigt war. 1337, 1374 und 1378 endlich ward durch Karl den Vierten, den Verkünder der „Goldenen Bulle“, die Stadt für frei und kaiserlich erklärt, der Kommune die hohe Gerichtsbarkeit endgiltig zugesprochen und damit die bischöfliche Autorität außer Kraft gesetzt.

Die Kommune in ihrer demokratischen Form mit der Gesamtheit der Bürger (der bourgeois) wird unter dem Druck der lignages, einflussreicher unter sich verbundener Familien, allmählich zu einer aristokratischen Einrichtung (der der citains).

In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erbaut die Kommune die großen Stadtmauern (le Grand Rempart), unter deren letzten Resten die auf Kosten des Großkaufmanns und doyen séculier Jehan Waultrec errichtete (später etwas veränderte) Porte-Chaussée sehenswerth ist.

Die Bischöfe und das demokratische Element neigen (einer der Hauptgründe dazu liegt auch in der Sprache) im Allgemeinen zu Frankreich, das aristokratische zum Kaiser. So erkannte Liébauld de Cusance (Leobaldus de Cusantia, natione burgundus) 1389 Karl den Sechsten von Frankreich als Mitinhaber seiner Hoheitsrechte über Stadt und Landschaft Verdun an; aber auf Betreiben der citains und bei kaiserlichem Einspruch ward eine bloße Schutzwacht daraus, die mit Karl dem Siebenten, dem König der Jungfrau von Orleans, erneuert ward.

In der berühmten, für Ludwig den Elften so demüthigenden Zusammenkunft mit Herzog Karl dem Kühnen von Burgund in Veronne (1468) war auf „das wahre Kreuz, das der heilige Karl der Große trug und das sich das Siegeskreuz nennt“, auch die

Bedingung beschworen worden, daß Monseigneur Charles de France, Herzog von Berry, der einzige Bruder des Königs, die Länder Champagne und Brie erhalten sollte. Daß hätte Karl dem Kühnen als Verbündetem des Herzogs von Berry ermöglicht, ohne Schwertstreich bis in die Nähe von Paris zu kommen; so wußte der im Verhandeln und Intriguiren so gewandte Ludwig (qui était plus sage à conduire tels traités que nuls autres princes qui aient été de son temps: Commines) fertig zu bringen, daß sein Bruder 1469 die Guyenne annahm, wo er weit von Burgund entfernt war. Aber der Cardinal Balue, Bischof von Angers, der Ludwig viel verdankte, rieth dem Bruder seines Königs heimlich und dringend, nur die von Burgund in Vorschlag gebrachte Theilung anzunehmen. Daß hatte Balue und sein Schühling, der gleichfalls bisher von Ludwig begünstigte Bischof von Verdun, Guillaume de Haraucourt, mit langer Gefangenschaft in den berühmtesten Käfigen zu büßen, von denen Victor Hugo in „Notre-Dame de Paris“ nach Henri Sauval ein so entsetzliches Bild entwirft. Doch haben beide Gefangene nach ihrer Entlassung aus der Haft noch über zehn Jahre gelebt. Nach Pliganiol de la Force sah man noch 1780 im Donjon des Schlosses von Loches zwei solcher Käfige aus Holz mit Eisenbeschlägen von sechs Fuß Breite und acht Fuß Länge; und nach dem Abbé Gabriel gab es in den Gefängnissen des bischöflichen Palastes in Verdun bis 1760 noch einen Eisenkäfig.

Im Jahr 1552 willigt Moritz von Sachsen für die Hilfe, die Frankreich den protestantischen Fürsten Deutschlands im Kampf gegen Karl den Fünften zu gewähren hat, darein, daß Heinrich der Zweite die inmitten Lothringens gelegenen reichsunmittelbaren Bisthümer Metz, Toul und Verdun als Vicaire du Saint-Empire (als Vicarius Imperii) unter sein Protektorat nimmt. Schon seit dem Jahr 1508 waren mehrfach lothringische Prinzen Bischöfe von Verdun; und als während der Liga die Stadt eine lothringische Besatzung aufnahm, hielt sich Lothringen für ihren Herrn. Beim Triumph Heinrichs des Vierten über seine Gegner beeilte sich aber auch Verdun, unter die Botmäßigkeit des Königs zurückzutreten. Unter seiner Regierung hörte das Appellation-Recht bei der Kaiserlichen Kammer in Speyer, als dem obersten Gerichtshof, auf.

Die Citadelle, die unter Richelieus Regiment entstand, war bestimmt, die Bürger im Zaum zu halten und Feinde von außen her abzuwehren. Gegen ihren Bau in „seiner“ Stadt erhebt 1627 der Bischof François de Lorraine mit öffentlichem Anschlag und

allen geistlichen Waffen, die ihm zu Gebote stehen, Einspruch. Das erregt überall das größte Aufsehen und wird Veranlassung zu einer Schrift, in der das Recht der französischen Krone auf Verdun den Bischöfen gegenüber verfochten wird.

Das Reichswappen machte 1632 überall der französischen Königsflie Platz; und 1633 ward die städtische Gerichtsbarkeit abgeschafft und die Urtheile wurden in des Königs Namen gefällt. Das bedeutete das Ende der städtischen Freiheit.

Am Schluß des Dreißigjährigen Krieges endlich, der weder der Stadt die Pest noch der Umgegend alle Schrecken der Verwüstung ersparte, ward, am vierundzwanzigsten Oktober 1648, in Münster vom Deutschen Reiche die Souverainetät Frankreichs über die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun anerkannt: „Die Oberherrschaft, die Landeshoheit und andere Rechte, die bisher das Römische Reich auf die Bisthümer Metz, Toul und Verdun und deren Städte und Gebiete gehabt hat, sollen künftig auf eben die Weise der Krone Frankreich zustehen und ihr auf ewig einverleibt sein, jedoch mit Vorbehalt des Metropolitanrechtes, das dem Erzbisthum Trier zukommt“ (Uebersetzung von Woltmann, Leipzig, 1809). Damit schwand auch der letzte Schein der Hoheitsrechte der Bischöfe auf Verdun und die Grafschaft.

Am Pfingstsonntag und am Tage des Fronleichnamfestes 1687 weilte Ludwig der Vierzehnte in Verdun. In seinem Gefolge war auch Racine, der in einem Brief seinem leidenden Freunde Boileau (er hatte seine Stimme völlig verloren) in Auteuil (damals noch Dorf in der Nähe der Hauptstadt) das Versprechen giebt, nach der Heimkehr ausführlich über Alles zu berichten.

Der August 1725 brachte große Ausgaben. Man mußte Maria Leczinska würdig aufnehmen, die Tochter des Polenkönigs Stanislaus (von 1737 bis 1766 letzten Herzogs von Lothringen), die der Herzog von Bourbon als leitender Staatsmann dem noch nicht sechzehnjährigen Ludwig dem Fünfzehnten bestimmt hatte. Die Hochzeit war im September in Fontainebleau.

In Folge der Unvorsichtigkeit eines Arbeiters ging am achtzehnten November 1727 die Pulvermühle in die Luft; fünfzig Häuser wurden mit vernichtet, andere schwer beschädigt. In der Unterstadt blieb nicht eine Fensterscheibe unversehrt.

Aus einer ganzen Reihe bekannter Männer, die in Verdun geboren sind, sei nur des tapferen Chevert (1695 bis 1769) gedacht, dessen Denkmal aus Bronze sich zwischen der Porte de France und der Kathedrale erhebt. Er zeichnete sich im österreichischen Erbfolgekrieg in Prag und im Siebenjährigen Kriege bei Hastenbeck besonders aus.

Die Geschehnisse des Jahres 1792, der Einmarsch in Frankreich unter Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, dem sich Friedrich Wilhelm der Zweite, der preussische Kronprinz und viele Emigranten angeschlossen hatten, sind durch Goethes „Campagne in Frankreich“ bekannt. In Einzelheiten hat neuere Forschung, so die von Chuquet, geändert. Nach Ablehnung der Uebergabe ward Verdun in der Nacht zum ersten September bombardirt. „Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweiten Mal aufgefördert und erbat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit.“ Der Kommandant Beaurepaire war gegen Auslieferung des Ortes, sah aber ein, daß er dem fast allgemeinen Drängen gegenüber machtlos war, und erschloß sich deshalb in aller Frühe und Stille des zweiten September in seinem Zimmer auf dem Rathhaus, nicht aber „in voller Sitzung“. „Il aime mieux se donner la mort que de capituler avec les tyrans.“

Nach Abschluß der Kapitulation fiel der Husarenlieutenant Graf Hendel als Opfer eines unverständigen Schusses. Den König günstig zu beeinflussen, heißt es nun, begaben sich daher mehrere der „wohlerzogensten Frauenzimmer“ ins Hauptquartier nach Braß (nördlich von Verdun) mit Blumen und jenen dragées, die seit langen Zeiten eine gefeierte Besonderheit von Verdun sind, die aber, wie es scheint, in diesem Fall wohl nicht einmal angenommen wurden.

Dem Abmarsch der Preußen und der Wiederbesetzung durch die Franzosen folgte das traurige Drama, dessen letzte Szene im April 1794 in Paris die Guillotine abschloß. Harte Zeiten geben harten Spruch. Fünfunddreißig Häupter waren dem Schaffot verfallen, darunter das von Meyon, der die Kapitulation abgeschlossen hatte, und von vierzehn weiblichen Wesen, eben jenen, die im preussischen Lager erschienen waren. Man sagt sie im Anschluß an eine Ode von Victor Hugo (auch Delille hat sie in Versen und Lamartine in seiner poetischen Prosa gefeiert) als die Vierges de Verdun zusammen, obwohl unter ihnen nur sieben junge Mädchen waren. Den beiden jüngsten ward die Todesstrafe gegen Ausstellung auf dem Schaffot und Gefängniß erlassen, aus dem die Aenderung der politischen Lage sie früh befreite.

Als im Sommer 1808 der Gymnasiallehrer und Historiker Galletti aus Gotha durch Verdun kam, schrieb er: „Für Damen und Kinder hat diese Stadt eine eigene Merkwürdigkeit. Sie liefert ihnen die feinen Bonbons, die ihnen schon durch ihre wichtigen Devisen eine angenehme Unterhaltung gewähren. Hier lebt jetzt mancher gefangene Engländer fern von seinem Vaterland.“ 1803 hatte Bonaparte (damals noch Erster Consul) nach

dem Bruch des Friedens von Amiens vom März 1802 alle Engländer, die noch in Frankreich weilten (es waren nach der Angabe des Abbé Gabriel etwa sechshundert), nach Verdun bringen lassen, wo sie, überwacht, aber sonst in völliger Freiheit, bis 1814 bleiben mußten.

An die heldenmüthige Vertheidigung der Stadt im Jahr 1870 unter dem General Guérin de Waldersbach und an das dreifache Bombardement im August, im September und im Oktober erinnert auf dem Friedhof ein Denkmal: zwei Gestalten, die mit höchster Anstrengung der Muskeln ein Kanonenrohr am Strick herbeischleppen.

Der Stadt ward die ehrenvolle Bedingung zugestanden, daß das in ihr vorhandene Kriegsmaterial beim Friedensschluß zurückgegeben werden solle. Sie blieb bis zum dreizehnten September 1873 besetzt und wurde später Grenzfestung. Für den Heroismus, mit dem sich Frankreichs Kinder jetzt seit Monaten vor Verdun wehren, wäre Lob aus deutschem Mund nur Wortegetön.

Reinickendorf-West.

J a n s F l e m m i n g.



Drei Skizzen.

Der Sucher.

Wißt Ihr, wie Das ist, wenn man sucht, wenn man sein ganzes Leben sucht und nicht findet? So ging es dem kleinen Winfried. Er fühlte, daß er mit Etwas auf die Welt gekommen war, daß er nicht hatte. Aber es machte ihm lange Zeit große Schwierigkeit, herauszufinden, was ihm denn eigentlich fehle. Als er auf einem Waldweg das Märchen vom Mann ohne Schatten hörte, sah er sich ängstlich um, ob er selbst schattenlos sei. „Kind, Du fällst über Peine Beine,“ sagte die Mutter. Und da lag er auch schon. „Warum jagst Du nicht Schmetterlinge? Immer voran, gerabedeaus führt der Weg in die Welt!“ Aber Winfried dachte nicht an die Welt. „Spiel mit dem Brüderchen! Das wird Dir gewiß Freude machen.“ Winfried gehorchte, aber während er ihm unermülich den Ball zurollte, den der Kleine ihm warf, überlegte er, warum es ihm wohl gar keinen Spaß mache.

In den Sommerferien zogen sie einmal ins Gebirge. Alles jubelte über den Wasserfall am Bergabhang, über die Blumen und Beeren, die man pflücken konnte, über den Sonnenaufgang hinter den hohen Gipfeln. Winfried sagte sich: man ist arm, wenn man sich nicht über die Natur freut; ich will sie genießen! Nun machte er

Stunden lang Wege, hörte auf jede Lerche, sah jeder Wollenbildung nach und dachte: Was fehlt mir nur? Ich empfinde doch gar nichts. Genau so ging es ihm beim Tanz mit den Mädchen. Weil er hübsch und gut gewachsen war, schaute er in lauter lachende Gesichter. Es wäre ihm ärgerlich gewesen, wenn Eine ihm einen Anderen vorgezogen hätte. So aber sagte er nur gelehrt: „Sehr nett! Ich wünschte, ich könnte mich verlieben.“ In der Ecke saß ein Mädchen mit schwarzen, seelenvollen Augen. Er beschloß, es zum Ziel seiner Wünsche zu machen. Nun näherte er sich ihr, sprach von Tanz und Sport und Wald und Berg, von Einsamkeit und Liebe. Er hatte klug beobachtet und wußte, wie man's mache. Es versang aber nicht. „Warum tanzen Sie nicht?“ „Es ist häßlich, sich von Jedem umarmen zu lassen.“ „Tanzen Sie mit mir.“ „Nein, danke.“ „Warum auch nicht mit mir?“ „Ich tanze, wenn meine Seele tanzt und wenn die meines Partners tanzt, aber Ihre tanzt nicht.“ „Ich habe wohl keine?“ Blöthlich schoß es ihm durch den Sinn. Und da hatte er den Grund seiner Leere gefunden.

Er dachte: wenn mein Wille gut ist, muß es mir glücken, mit eine zu machen. Wille ist Alles, kann Alles. Aber was ist Das: Seele? „Du bist egocentrisch,“ sagte sein Freund in Prima, als er mit ihm philosophirte. Also, dachte Winfrid, muß Seele nicht die Gedanken zu mir, sondern zu Anderen führen. Er dachte an Mutter und Geschwister, an all die Menschen, die Andere gern erfreuen, beschenken, unterhalten. Oft sagte er sich, wenn er Etwas kaufte: Muß ich nicht schenken, bin ich ihm nicht Etwas schuldig? Andere fragten sich (Das merkte er deutlich): Kann ich ihm nicht noch mehr schenken? Habe ich nicht noch irgendwo Mittel? Welcher himmelweite Unterschied der Auffassungen! Er schloß weiter: Mir wird die Liebe einst das Himmelsthür öffnen. Dann werde ich innerlich so froh sein, daß ich Alle beschenke, am Meisten die Reichen, denn sie sind die Seelenärmsten, weil an ihre inneren Nöthe Niemand denkt. Da wurde ihm warm ums Herz. Er begann, zu seinem Freunde gut zu sein, und er hatte auch sein kleines Mädchen, als er in die Universitätsstadt gezogen war. Das Einzige, was ihn noch immer störte, war der Gedanke: „Ich thue ihr Liebes, um selber zu gewinnen. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht Etwas ohne Absicht gethan; und so lange habe ich auch noch keine Seele.“

Weiter zog er durch's Leben, freudlos, obwohl ihm Alles glückte. Er besann sich, daß ihm ein Heim fehle. Aber so oft er sich einer Frau näherte, um sie zu werben, zog sie sich schon zurück. „Frauen wollen um ihrer selbst genommen werden,“ sagte die Mutter, „nicht, um Dein Heim zu schmücken.“ Er fühlte, der Mensch muß erst durch einen Abgrund schreiten, um über sich hinaus zu kommen. Wie wartete er auf eine Enttäuschung, wie hätte er verzehrend gerungen, entbehrt, gelitten, nur um durchzudringen an den Kern seines Wesens, der noch ungeweckt schlief! Aber er wußte, daß ihm eine Erfahrung,

die er aussuchte, keine Hilfe bringen werde, eben, weil sie gewollt, weil sie Mittel war. „Gott, Gott, gieb mir eine Seele,“ stöhnte er nachts. Und that er den ganzen Tag nichts als Gutes, besuchte er Waisenhäuser und läse er Blinden vor: nie, nie würde sich seine Seele ihm entdecken, weil alles Gute nicht Selbstzweck für ihn war. Er wollte auf Liebe, auf Eigenglück verzichten. Er wußte: auch Das hülfte nicht.

Er war früh gealtert, entnervt und gebrechlich geworden. Einst, als er sein Mittagsschläschen im Lehnstuhl hielt, weckte ihn eine Stimme, die auf der Straße sang. Es war ein ganz junges Mädchen; neben ihr stand ein Knabe, der die Goldstücke aufhob, die ihnen Vorübergehende oder Leute am Fenster herunterwarfen. Der Schlaf hatte ihn benommen, das Lied, die Stimme, zuletzt die Gestalt hatten auf ihn gewirkt. Er nahm ein Goldstück, einen Zettel, schrieb darauf: „Komm morgen wieder“ und warf das Geld in dem Papier hinaus. Nun schlief er jeden Mittag ein, um von der süßen Stimme geweckt zu werden. Jeden Tag warf er ein Goldstück mit den selben Worten hinunter. Viele Tage ging Das so. Und einmal scholl das Lied:

„Mich führt Dein Geld,
Mein Vogelsang
In die Welt, in die Welt
Hinaus! Hab' Dank!“

Da wußte er, daß Alles vorbei war. Er legte den Kopf in die Hände und weinte. Er malte sich aus, wie das begabte Geschöpf nun Mittel habe, ihrer Sehnsucht nach in die Welt zu ziehen und entweder ihrer Kunst zu leben oder ihrer Liebe. Denn daß sie eine Fülle von Liebe verschwenden könnte, wußte er. Und er war glücklich, zum ersten Mal glücklich! Er empfand nicht, daß er sie verloren hatte, an die er bereits gewöhnt war.

Diese Nachmittagsstunde war stets ihr geweiht. Im Lehnstuhl, im Halbschlaf malte er sich ihre Laufbahn aus, die von Tag zu Tag in seiner Vorstellung heller strahlte. Sie wurde für ihn zum Wesen über allen Wesen, voll Güte und Anmuth, mit dem Gottesklang in ihrer Kehle. Er begann, in die Großstädte zu reisen, Opern- und Schauspielhäuser zu besuchen, um sie in ihrem Glanz wiederzufinden. Und sah er Eine, die ihr nur von fern glich, dann schmunzelte er in sich hinein und sprach: „Gewiß, Die ist es!“

Verrannt.

Wie ein ohne Führer losgelassener Eisenbahnzug, zwel Feuerfugeln im Kopf, stürzte er hinein. Die Weltteingeweibe sehen, nicht aus Büchern zu der einbalsamirten Erfahrung, nein, aus Wissen, vom Samen bis zum Entstandenen, zur Macht bringen, die stärker als Glaube ist, die im sicheren Können beruht!

Was er sah, erfüllte ihn nicht mit Staunen. Staunen ist Unbewußtsein; ich bin bewußt, zu sehen, was ich sehen wollte, deshalb erstaune ich nicht. Also mehr! Er jagte mit Automobilgeschwindigkeit,

den Schnellzug schon überholend. Er trank mehr als Alle und betrank sich nicht. Er tanzte, wenn Das an sein Ziel führte, wenn er verführt werden wollte. Er selbst blieb bewußt erwägend. Wenn er am Tage gehungert hatte, spielte er abends Karten und gewann nach zehn Minuten genug für ein paar Tage. Dann ging er; und man fand ihn brutal.

Einmal liebte er eine Frau wahnsinnig; sie bekam ein Kind von ihm, das aber nicht leben durfte. Weil ihr diese Schmach von einem Manne wurde, haßte sie ihn. Dafür rächte er sich. Er warf ihr eine Tasse an den Kopf, die zersprang, und das ganze kostbare Service, ihre einzige Kostbarkeit, folgte Stück vor Stück. Sie trennten sich. Die Frau führte ein loddriges Leben und wurde in die Klinik eines Jrenenarztes gebracht; von dort sandte sie Karten an ihn, die ihn kalt ließen. Sie war für ihn erledigt.

Die Frau war erledigt.

Blieben die Männer. Die drängten sich mit Begierde an ihn, aber er stieß sie zurück oder wollte sie nur am Trinktiſch ſehen. Er ließ sie laut lachen, weil ihm Das Freude machte. Sie sprachen von Politik und von dem Geiſt der Zeit. Das begann, ihn zu intereſſiren. Bald arbeitete er mit ihnen, nicht in ihrem Schwarm, ſondern als Führer.

Neuz Phase. Fieberhafte Thätigkeit. Flugblätter; Beſchlagnahme; Staatsanwalt.

Ferne Pläne von Volkswohl in der Zukunft. Für die Gegenwart nichts, abſolut nichts. Und er fror. Er dachte an allgemeine Menſchenrechte für die Maſſe wie an warme Unterkleidung. Aber das Waſſer zog ſich auf ſeiner Zunge zuſammen, wenn er an die paar Vernünftigen dachte. Denen wollte er „potenzierte Vernunft, als Extrakt, verabreichen“; auch ſolche Kunſt, die alles Neſthetenthum verachtete, die Kunſt der Kraſt. Und er litt trotzdem. Sollte er zu den Männern gehen?

Eines Tages ſah er ſich in einem behaglichen Raum. Eine hohe Frauengeltalt lag auf rieſigen Kiſſen in tiefen Farben und wimmerte: „Wenn das Wetter krank iſt, dann bin ich auch krank. Sonne muß wie Pfeile ſtrahlen, Wärme wie Zobelpelze ſchmeicheln, Schönheit wie aus Geſinnung ſein.“ Sie ſchloß die Augen und flüſterte: „Bring mir den Fuſſoſen!“ Er holte den geſchnitzten Kaſten mit den fünf Löchern im Deckel und ſtellte die Baſe mit der glühenden Kohle hinein. Sie dankte durch Augenleuchten und ſtreichelte über ſeinen Arm, bis ſich ihre Fingerspitzen berührten. Er legte ſich auf den Teppich, auf den ſie das größte Kiſſen geworfen hatte. Sie tranken Rum zuſammen. Er las ihr ſeine Arbeiten vor. Die meiſten fand ſie nicht kühl berecht oder nicht glühend genug; ſie reizte und ſtafelte ihn immer wieder.

Das war ſeine erfolgreichſte Zeit.

Da entdeckte er, daß ſie Alles, er nichts war; er hatte das Bewußtſein ſeines Willens verloren. Er war tot, kein Einzelweſen mehr, auf-

gest im Altruismus. Nein! Sein Körper sollte nicht zum Gespött des Geistes weiterleben. So gab er sich den Tod.

Ein Staaterhalter.

Als Franz sieben Jahre zählte, lag er auf den Knien vor der Jungfrau Maria und bat sie um Vergebung. Er hatte gelogen; aber es war ein so famoser Spas, den Lehrer anzuführen, daß er an die Sünde nicht dachte. Nun war er zerknirscht und überbot sich in Selbstkasteiung.

Er war vierzehn Jahre alt, als ihm Heine und Voltaire in die Hände fielen. Da schwor er alle Religion ab und wollte nur noch Aesthet sein. Er fühlte sich mit dem jungen Goethe, mit Lenz und mit Grabbe identisch, bildete heimliche Schülerkneipen und schwang Neben über Napoleon als literarisches Vorbild.

Mit einundzwanzig Jahren erklärte er seinen Eltern, daß ihm die Welt zu eng sei und er in die Kolonien gehen müsse. Dort fand er bald, in der wildesten Gegend, eigenen Grund und Boden, wo er als unbeschränkter Herrscher zügellos waltete. Die Negertweiber behandelte er als Theil seines Besitzes, mit dem er nach Belieben verfuhr. Nach etwa sieben Jahren hatte er dieses Leben satt, schiffte sich nach der Heimath ein und gründete ein landwirthschaftliches Erziehungsheim. Als abermals sieben Jahre verstrichen waren, sah er sich nach einer praktischen Hausfrau um, die den großen Gutsbetrieb zu leiten vermöchte.

Er zählte schon zweiundvierzig Jahre, als er stolz den Kreis seiner Kinder überblickte: das halbe Duzend war voll; die Zahl sollte rund bleiben.

Da die Sieben seiner Jahre ins Quadrat gestiegen war, ging er mit sich zu Rath, ob es nicht Zeit sei, die Lasten des Lebens zu verringern und den Lohn für seine Verdienste zu erhöhen. Er stellte Beziehungen zur Hauptstadt und zu einflußreichen Persönlichkeiten her; mit der Kirche hatte er schon lange Frieden geschlossen. Es war ihm eine hohe Freude, als der sechsundfünfzigste Geburtstag ihm den ersten Orden brachte.

Als nochmals sieben Jahre verstrichen waren, umarmte er seinen Schwiegerjohn. Den tüchtigsten seiner Assistenten hatte er erwählt, um ihm mit seiner Tochter sein Lebenswerk zu übergeben. Er zog sich ganz vom Beruf zurück und genoß schmunzelnd nur noch den Haupttheil der Einnahmen. In der Stadt ließ er sich von ehemaligen Schülern, die jetzt in angesehenen Stellungen saßen, gönnerhaft umschmeicheln, beschenken und ehren.

Am seinem siebenzigsten Geburtstag konnte er auf ein segensreiches Lebenswerk, auf blühende Kinder und Enkel schauen. Deputationen aus allen Kreisen und hohe Ehrungen bewiesen ihm, daß er nicht umsonst gelebt habe.

Dr. Käthe Broditz.

Vom Krieg zum Frieden.

Wenn ein Mensch nach einem Unfall, etwa zur See oder in einem Bergwerk, längere Zeit ohne Nahrung gewesen ist, muß man sehr vorsichtig bei der ersten Zuführung von Nahrungsmitteln sein. Nur ganz behutsam kann man anfangen; zunächst mit flüssiger Nahrung, wie Milch oder rohen Eiern, und erst nach einigen Tagen darf der Gesehnde wieder die gewöhnliche Nahrung zu sich nehmen. Geschieht Dieß nicht, kann ein solcher Verunglückter sein großes Nahrungsbedürfniß sofort voll befriedigen, dann wird seine Gesundheit darunter leiden.

Genau so würde es dem Staatskörper des deutschen Volkes ergehen, wenn gleich nach dem Frieden die Grenzen in der vor dem Kriege gewohnten Weise der Einfuhr geöffnet würden. Wie eine Lawine würden sich die zurückgehaltenen Waaren, namentlich Kupfer, andere Metalle und Gummi, in das Land stürzen; und die Folgen wären schlimm. Wer glaubt, daß in diesem Augenblick die Preise sofort auf den Stand vor dem Krieg zurückgehen würden, ist im Irrthum. Der Großhandel würde allein Nutzen haben und ungeheure Summen verdienen: denn er kann die Einfuhr regeln, die billig erworbene Waare zurückhalten und erst allmählich zu sehr hohen Preisen abgeben. Der zu erwartende Vortheil wäre so groß, daß es sicher zu einer Syndikatsbildung käme.

Das zweite Bedenken ist noch größer. Die Waare, die der Großhandel zu solchem Zweck einführt, muß dem Ausland bezahlt werden. Das kann nur geschehen durch „Devisen“ (in Gold zahlbare Auslandswechsel) oder durch Gold. In der ersten Zeit nach dem Krieg wird aber unser Export aus verschiedenen Gründen nicht so groß sein wie vor dem Krieg. Wir werden also auch weniger Auslandswechsel erhalten und sind deshalb genöthigt, die Auslandswaare zum großen Theil mit dem Gold unserer Reichsbank zu bezahlen. Die ist dann, um diesen Abfluß einigermaßen zu beschränken, genöthigt, den Wechseldiskont zu erhöhen. Das schadet aber der Industrie, die nach dem Krieg billiges Geld braucht, um wieder zu einer normalen Produktion zu kommen. Dies gilt auch für die jetzt mit Kriegslieferungen beschäftigte Industrie; vielleicht noch mehr als für die andere, die an Arbeitermangel leidet, die Lücken nach dem Kriege nur allmählich wieder füllen und zu normaler Produktion zurückkehren kann. Die Kriegsindustrie hat heute genug Arbeiter, muß aber, wenn die Lieferungen fürs Heer aufhören, sehen, andere Arbeit zu bekommen, oder muß Arbeiter entlassen. Selbst kann der Indu-

strielle in der Regel die ihm nothwendige Auslandsrohwaare nicht einführen; und der Großhandel wird nach dem Krieg die Waare sehr vertheuern. Der Diskontofuß muß aber, aus dem angegebenen Grund, erhöht werden; also werden auch dem Fabrikanten die nothwendigen Betriebsmittel fehlen. Will man Das verhindern, so muß man auf die Auslandswaare hohe Zölle legen, die in den drei oder vier folgenden Jahren allmählich abzubauen sind. Hierdurch wird die Einfuhr verringert und auf das wirklich nothwendige Maß beschränkt. Der Goldabfluß aus der Reichsbank wird gering und die Erhöhung des Wechseldiskontes vermeidbar sein. Wenn der Fabrikant dann auch seine Auslandswaare theurer bezahlen muß, so kann er doch wenigstens billige Betriebsmittel erhalten. Das Zweite ist aber wichtiger als das Erste. Da diese Zölle alle Fabrikanten des selben Betriebszweiges gleichmäßig treffen, sind sie erträglich. Die fertige Waare wird etwas theurer werden müssen. Dagegen spricht kein ernstes Bedenken, denn Geld hat Deutschland jetzt im Ueberfluß; und eben so groß ist das Bedürfniß nach Ersatz des im Krieg Verbrauchten. Nützlicher ist jedenfalls, daß diese Zölle in die Reichskasse fließen, die außerordentlicher Mittel dringend bedarf, als daß sich der Großhandel bereichert. Dadurch entstände obendrein die Gefahr, daß der Großhandel ihm geschäftlich befreundeten Fabrikanten die Auslandswaare billiger liefert als anderen und dadurch die Kalkulation der nicht bevorzugten Fabriken erschwert.

Die schwierigste Frage ist die nach der Ernährung, insbesondere nach der Zufuhr des nothwendigen Getreides. Undenkbar ist, daß die jetzt geltenden Bestimmungen plötzlich aufgehoben werden und wieder, wie vor dem Krieg, Angebot und Nachfrage den Verkehr beherrschen. Die Höchstpreise müssen fürs Erste bleiben und dann allmählich herabgesetzt werden. Die Getreideeinfuhr muß auf das Nothwendige beschränkt und der Bedarf, wo es möglich ist, im Inland gedeckt werden. Dazu ist nöthig, daß man die freie Einfuhr verbietet und einer Getreideeinkaufsgesellschaft das Monopol überträgt. Diese Gesellschaft, die, ähnlich wie die Reichsbank, mit staatlicher Bethheiligung einzurichten wäre, müßte das Recht erhalten, nach Maßgabe der in ihren Händen befindlichen Getreidevorräthe, die als Deckung zu dienen hätten, Kassenscheine auszugeben. Diese Scheine würden die jetzt von den Darlehenskassen ausgegebenen ersetzen. Da also diese Getreideeinkaufsgesellschaft ihren Bedarf, wenn sie ihn im Inland deckt, mit ihren Scheinen bezahlen kann, das Auslandsgetreide aber mit Gold bezahlen muß, so wird sie den ersten Weg vorziehen.

Daß sie das Getreide billiger liefern kann als der Großhandel, ist zweifellos. Denn der Großhändler will und muß verdienen. Die Aktionäre der Einkaufsgesellschaft würden aber über ein Maximum, etwa fünf Prozent, hinaus nichts erhalten, der Uberschuß in die Reichskasse fließen und dadurch wieder der Gesamtheit zu Gut kommen. Stellt die Verbilligung sich nicht sofort im erwünschten Umfang ein, so ist noch kein Unglück. Viel wichtiger für den Konsumenten sind möglichst gleich bleibende Getreide- und Brotpreise. Ein starker Wechsel der Preise nützt nur dem Zwischenhandel und den Bäckern, die sofort jede aufsteigende Konjunktur zum Aufschlag benutzen, aber bei fallender Tendenz nicht in gleichem Schritt zurückgehen. Werden die Getreidepreise in möglichst gleicher Höhe gehalten, dann werden auch die Fleischpreise nicht stark schwanken, denn Eins ist hier vom Anderen abhängig.

Wir sind jetzt an die Darlehnskassenscheine gewöhnt und entbehren den Goldumlauf im Lande leicht. So muß es auch nach dem Krieg bleiben, bis die Darlehenskassenscheine durch andere Scheine ersetzt werden, die für die Reichsbank bares Geld bedeuten. Dann kann sie das Gold behalten und braucht sich nicht im inneren Umlauf abzunutzen. Das ist nach diesem Krieg doppelt nothwendig, weil an den Goldbestand der Reichsbank starke Ansprüche für den Ankauf von Auslandswaare gemacht werden müssen. Der bargeldlose Verkehr (durch Check) hat ja auch sein Gutes und ist gewiß erstrebenswerth, aber noch nicht beliebt und wird entschieden zu wenig benutzt. Bis der Check sich eingebürgert hat, brauchen wir Kassenscheine. Die öffentlichen Kassen sollten übrigens mit gutem Beispiel vorangehen, so oft wie möglich durch Checks zahlen und sie in Zahlung nehmen. Daß der bequeme Postcheck sich nicht so eingebürgert hat, wie wünschenswerth ist, wird durch die zweckwidrige Einrichtung erklärt. In Deutschland trägt in der Regel der Schuldner bei der Zahlung die Portokosten. Durch den Postcheck ist dieser Gebrauch umgedreht worden und der Empfänger zahlt die Kosten. Dieser Umstand hindert viele kleine Leute, Detaillisten und Handwerker, sich ein Postcheckkonto anzulegen; sie wollen die Portokosten nicht auf sich nehmen. Auch die öffentlichen Kassen können die Zahlkartengebühr nicht tragen und müssen verlangen, daß der Schuldner sie zahle. Deshalb sollte man gestatten, daß der Aussteller eines Postchecks diese Gebühr (durch Aufkleben einer Freimarko auf das Formular) zahlen kann.

Wächtersbach.

Friedrich Wilhelm Fürst zu Pfenzburg und Büdingen.

Orient und Occident.

Daß die Juden in neunzehnhundertjähriger Zerstreuung ein Volk geblieben sind, erscheint der heutigen Wissenschaft als ein Problem. Dem gläubigen Christen ist es keins, mag auch sein Glaube, manches Kirchendogma zurückweisend, sich auf die biblischen Grundwahrheiten beschränken. Gott hat die absolute Religion, die dem Menschengeschlecht zur Vollendung seines Menschenthums verhilft, mit zwei parallelen Prozessen vorbereitet. Die Hellenen hat er mit einer Geisteskraft begabt, die sich in Dichtern und Denkern aus kindlicher Mythologie zur Idee einer allwaltenden Weltvernunft emporarbeitete; und den israelitischen Propheten hat er sich als den persönlichen Schöpfer und Weltregierer offenbart, dessen Walten sich ihnen an der wunderbaren Führung des auserwählten Volkes verdeutlichte, dem sie selbst angehörten. In der Fülle der Zeiten, als in Alexanders Reich der jüdische Geist sich mit dem hellenischen vermählt, Rom aber Orient und Occident zu einem Verkehrsgebiet verbunden hatte, in dem Ideen sich rasch verbreiten konnten, sandte Gott Jesum, der die Prophetenreligion vollendete, und den Paulus, der die Gesetzeshülle sprengte, in welcher der göttliche Samen gereift war. Die Mehrheit der Juden aber hing an dem Gehäus, mit dem die wahre Religion die Weltreligion, die sie nach der Verheißung der Propheten werden sollte, nicht werden konnte, weil gewisse gesetzliche Riten den Hellenen und den Römern höchst anstößig waren. So blieben denn die Juden außerhalb der Kirche, wurden aber in der Zerstreuung erhalten, wie die Kirche glaubt, um neben ihr als lebendige Zeugen der Wahrheit der göttlichen Verheißungen bis ans Ende der Zeiten zu wandern, wie ich glaube, außerdem noch, weil sie durch ihre Eigenart zur Lösung gewisser Kulturaufgaben besonders befähigt und darum ein unentbehrliches Kulturelement sind. Ihre Kritik ist notwendig, weil der Hang anderer Völker, bei einer fertigen Lebensform zu beharren, ohne jene Kritik Erstarrung zur Folge haben würde. In die Aufgabe, durch Zersetzung des Bestehenden die Entwicklung im Fluß zu erhalten, theilt sich mit dem jüdischen Geist der gallische, der in Voltaire den schärfsten Ausdruck gefunden hat.

Martin Buber führt in seinem gedankenreichen gründlichen Buch „Vom Geiste des Judenthums“ (Kurt Wolffs Verlag in Leipzig) für die Ablehnung des Christenthums einen anderen Grund an. „Das ist der Sinn des jüdischen Dualismus, daß Jeder selbeigen aus seiner Tiefe und Finsterniß nach göttlicher Freiheit

und Unbedingtheit ringt: kein Mittler kann ihm helfen. Deshalb wurde die urchristliche Bewegung für den Juden unfruchtbar, als sie aus der wahrhaft jüdischen Verkündung Jesu, Jeder könne durch unbedingtes Leben Gottes Sohn werden, die Lehre machte, allein der Glaube an den eingeborenen Sohn Gottes könne dem Menschen die Ewigkeit gewinnen.“ Ich kenne zu wenig von der nichtbiblischen Literatur der Juden, um beurtheilen zu können, ob diese Gesinnung und Stimmung (sie klingt an Das an, was die Evangelischen an ihrem Luther rühmen) wirklich der Grund der Ablehnung des Christenthums gewesen ist; der zuvor angegebene Grund dürfte, für die Masse des jüdischen Volkes wenigstens, als der wahrscheinlichere befunden werden. Zweifellos richtig sind Bubers Worte: „Die jüdische Religiosität ist nicht, wie Viele glauben, ein Gegenstand zwar von besonderer Würde, aber von unerheblicher Aktualität für die sogenannte Lösung der Judenfrage, sondern sie ist, wie von je, so auch jetzt, für das Judenthum der einzige Gegenstand von absoluter Aktualität, Triebkraft seines Schicksals, Richts seiner Bestimmung, die Gewalt, deren Aufflammen es neu beleben, deren völliges Erlöschen es dem Tod überantworten würde.“ Richtig ist auch, daß die Propheten die unbedingte Entscheidung für Jehovah gefordert haben. Als unanfechtbar an sich darf auch noch die folgende Bemerkung bezeichnet werden: „Man fälscht den Sinn des Aktes der Entscheidung, wenn man ihn als einen bloß ethischen behandelt; er ist ein religiöser, vielmehr er ist der religiöse Akt.“ Aber das daran gehängte Sächchen, „denn er ist die Verwirklichung Gottes durch den Menschen,“ muß ich als Theist ablehnen; und den vorangehenden Hauptsatz müßte man für bedenklich erklären, wenn er Geringschätzung des ethischen Gehalts der Religion ausdrücken sollte. Dieser Gehalt ist gerade das Wesentliche bei der Entscheidung. Der Israelit sollte sich doch nicht für einen beliebigen unter vielen Götzen entscheiden, sondern für den einen und einzigen Gott, dessen Wesen Geistigkeit, Vernunft, Gerechtigkeit und Güte ist. „Was soll mir Euer Fasten, Eure Selbstopferung? Löset ungerechte Bande, erleichtert die Lasten, brich dem Hungrigen Dein Brot, führe den obdachlosen Armen in Dein Haus, wenn Du einen Nackten siehst, bekleide ihn! Thust Du Das, dann wird Dir das Heil aufgehen wie die Morgen Sonne.“ Dieses ist, neben den Verheißungen, das Grundthema aller Prophetenpredigt; dafür entscheidet sich der Israelit, wenn er den Jehovahdienst statt des Baalkultus wählt. Das zurückgewiesene Sächchen von der Verwirklichung Gottes und manches Andere beweist, daß Buber

dem Pantheismus huldigt, der die moderne Religionphilosophie beherrscht. Zu deren Religionbegriff gehört auch die Schätzung des Mythos als eines wesentlichen Bestandtheils jeder Religion. Man habe, sagt Buber, die polytheistisch empfindenden Völker den monotheistisch empfindenden als die Mythen schaffenden den mythenlosen gegenübergestellt. „Zu diesen, den mythenlosen, wurde das jüdische gezählt und als solches verherrlicht oder verachtet.“ Ich gehöre zu denen, die das Alte Testament gerade auch darum verehren, weil seine unbedeutenden mythischen Bestandtheile verschwinden neben der Fülle des Historischen, Ethischen und Prophetischen. Buber versucht, zu beweisen, daß Israel ursprünglich reich an Mythen gewesen sei.

Ganz neu war mir, was er vom Chassidismus und seinen beiden Hauptern, dem Baalschem und dem Rabbi Nachman, erzählt. Man ist erstaunt darüber, daß in einer Zeit, die der Gegenwart so nah liegt, in der Ukraine sich eine so reiche und tiefe Mystik entfalten konnte, die, wie es scheint, die ganze dortige Judenschaft ergriffen hat. Erklären läßt sich ja die Erscheinung; wenn einem hochbegabten, feurigen, überaus regsamem Volk die Bethätigung im öffentlichen Leben und in den weltlichen Wissenschaften versagt ist, dann bleiben religiöse Inbrunst und Phantastik als einzige Bethätigungsform der gefesselten Seelenkräfte übrig.

Verhalte ich mich diesem Theil von Bubers Buch gegenüber als Lernender, so glaube ich, an der völkerpsychologischen Einleitung ein Wenig Kritik üben zu dürfen. Herder, Goethe, Novalis, Görres hätten den Orient als Einheit erkannt; dieser edelste Besitz der erkennenden Menschheit, die Totalität, werde jetzt von den Rassentheoretikern aufgelöst. Asiaten und Europäer unterschieden sich dadurch von einander, daß Jene motorische, Diese sensorische Menschen seien. Ich dünkte, der Europäer lasse an Beweglichkeit nichts zu wünschen übrig, während der indische Heilige und der dem Ref ergebene Türke doch gewiß nicht motorisch sind. Dieser hat sich ja jetzt zu erstaunlicher Energiebethätigung aufgerafft, aber vor den letzten Umwälzungen seines politischen Zustandes wurde er uns als ein Mann geschildert, der alle die modern europäischen Einrichtungen, die ihn im ruhigen Behagen stören, als Erfindungen des Teufels verwünsche. Die einzigen motorischen Asiaten sind, so viel ich zu erkennen vermag, die Japaner und die Juden, die eben hierdurch beweisen, daß sie keine ganz echten Asiaten sind.

Und was die vermeintliche Zerfetzung betrifft: Die ist doch schon von der Natur vollzogen. Die Rassenunterschiede lassen

sich einmal nicht leugnen. Der Chinese ist von dem Indier der arischen Oberschicht nicht nur in Hautfarbe und augenfälligem Gesichtsschnitt, sondern auch seelisch verschieden; welcher Gegensatz zwischen seiner nüchternen Nüchlichkeitphilosophie und der indischen Metaphysik! Auch ist es nicht die Rasse allein, was die asiatischen Völker von einander unterscheidet; andere Unterschiede begründet das Klima. Schon Hippokrates hat erkannt, daß das gleichmäßige und milde Klima Asiens erschlaft, die Frische und die häufigen Wetterwechsel Europas die Energie wecken. Und er kannte noch nicht einmal den Gegensatz in seiner vollen Schärfe, denn weder von Indien noch von Nordeuropa wird er Genaueres gewußt haben. Eine Kälte von dreißig Grad (die wir leider lange nicht mehr gehabt haben) macht dem faulsten Phlegmatikus keine, so daß er weder aus Nabelschau noch an Ref denkt. Japan hat europäisches Klima.

Allerdings giebt es Etwas, das allen Asiaten gemeinsam ist: die Größe Asiens und der asiatischen Länder. Es ist eine bekannte, aus der weltgeschichtlichen Erfahrung geschöpfte Wahrheit, daß höhere Kultur nur in Ländern entsteht, wo die Bodengestalt mannichfache kleine Landschaften gegen einander abgrenzt, deren Bewohner geschlossene Gemeinwesen bilden, in denen vielfältige Reibung mit benachbarten Gemeinwesen den Geist weckt und die Verschiedenheit individueller Nationalitäten heraufstreibt. (Vor neunzehn Jahren habe ich diesem Gegenstande eine längere Betrachtung gewidmet in der Einleitung zu einem Referat über den ersten Band von Davidsohns Geschichte von Florenz.) Stämmen, die sich auf weiten Ebenen ausbreiten können, ohne auf ein Hinderniß zu treffen, ohne mit andersartigen Stämmen in Berührung zu kommen, fehlt ein Anstoß, aus sich herauszugehen; sie werden verschlafen und verträumt und es fehlt der Anstoß zu Veränderungen, zum technischen Fortschritt. So kommt es, daß der Europäer, der den Orient bereist, Gestalten begegnet und Szenen schaut, die ihm aus den biblischen Geschichten der Zeit vor dreitausend Jahren vertraut sind. Und schon darum gehört das weiträumige ebene Rußland mehr zu Asien als zu Europa, während das gegliedertere Vorderasien die Brücke zu Europa bildet, wie denn die Griechen, die sich auf der vielgestaltigen Westküste Kleinasiens (wie gut charakterisirt diese Benennung das Land!) niederließen, einen lebhaften Verkehr zwischen Europa und dem halb europäisch gearteten Vorderasien hergestellt haben. Die Kulturen dieses Halbeuropas sind, abgesehen von der griechischen, in eng

begrenzten Gebieten entstanden; am Unterlauf der Bruderströme, der jetzt die europäische Landkarte neugestalten hilft, und in der schmalen Rinne, die der Unterlauf des Nil in der großen Kalkplatte Nordostafrikas ausgespült hat. Das winzige Palästina im Grenzwinkel aber war der Prellbock, an dem von drei Seiten her Erobererheere und verschiedene Kulturen zusammenstießen, so daß es seinen Bewohnern an Lebensweckung nicht fehlen konnte. Die indische Kultur haben die arischen Stämme in der Zeit der Eroberungskriege geschaffen; wie die chinesische Kultur, vielleicht im vorgegeschichtlichen Zusammenprall mongolischer Stämme mit kaukasischen, entstanden ist, wissen wir nicht.

Also über die asiatische Einheit denke ich anders als Buber; aber darin stimme ich wieder mit ihm überein, daß es ein unerfetzlicher Verlust für die Menschheit wäre, wenn es europäischer Habgier, Schacherpolitik und Kriegstechnik gelänge, „die Seele Asiens“ (oder, wie ich lieber sage, die Seelen der asiatischen Völker) zu „morden“. Der geistige Reichthum besteht in der Fülle mannichfacher Ideen und Erscheinungen, und so wenig wir ein Glied der europäischen Völkerfamilie entbehren können, so schmerzlich wäre der Untergang der asiatischen Kulturen, deren ruhiges Beharren als ein so wohlthätiges Gegengewicht gegen unsere nerventötende Unrast wirkt, zur modernen Uebertreibung des Motorischen. Und wie entsetzlich ist der Gedanke, alle Chinesen, Indier und Beduinen könnten nach fünfzig Jahren, gleich den fashionablen Negern der Vereinigten Staaten und Liberias, Hanswürste in Frack und Cylinder geworden sein!

Buber hofft auf eine Wendung im Europäisirungsprozesse. Voranzugehen, sei das Volk berufen, „dessen Leben im Geist und dessen metaphysische Schöpfung einzig im modernen Europa den Schöpfungen der großen orientalischen Völker verwandt ist, das deutsche Volk. Es muß sich unterfangen, eine neue Aera der Erhaltung des Orients und des Einvernehmens zwischen ihm und dem Abendlande zu gegenseitiger Förderung und gemeinsamer menschheitlicher Arbeit zu begründen. Für diese weltgeschichtliche Mission bietet sich ihm ein Mittlervolk dar, das alle Weisheit und Kunst des Abendlandes erworben und sein orientalisches Urwesen nicht verloren hat,“ das jüdische, das dieses Mittleramtes am Besten walten würde, wenn es wieder Bodenständigkeit erlangte in Palästina, seiner Heimath. War es doch, wie Buber sehr schön nachweist, im Ursprung nicht ein Nomadenvolk, sondern ein Volk fleißiger Bauern; nomadisch ist es erst geworden nach der gewaltsamen Losreißung vom Heimathboden.

Reiße.

Dr. Karl Jentsch.

Nach dem Krieg.*)

Shogo ist heute von einem zauberhaft durchsichtigen Lichtmeer umflossen, das unbeschreiblich ist, ein Frühlingslicht, das in seiner duftigen Körperlosigkeit den Dingen in der Ferne etwas Geisterhaftes, Ueberirdisches giebt. Die Formen, obgleich scharf umrissen, werden durch die zarten Farbentöne, die über ihnen schweben, gleichsam idealisirt; und die großen Hügel hinter der Stadt streben in ein wolkenlos leuchtendes Blau, das eher der Geist des Azurs zu sein scheint als der Azur selbst.

Ueber den blaugrauen abfallenden Siebelbächern ist ein Schwirren und Wogen von merkwürdigen Gebilden, ein Schauspiel, das mir zwar nicht neu, aber immer gleich köstlich erscheint. Ueberall klattern, an große Bambusstäbe befestigt, ungeheure buntsfarbige Papierfische, die genau das Aussehen und die Bewegungen von lebendigen Fischen haben. Die meisten sind zwischen fünf und fünfzehn Fuß lang, aber hier und da sehe ich ein Miniaturexemplar von kaum einem Fuß Länge an den Schwanz eines größeren geheftet. An einigen Stäben hängen vier oder fünf Fische in einer Höhe, die der Größe der Fische entspricht, die größten oben. So wunderbar in Form und Farbe sind diese Gebilde, daß der erste Anblick den Fremden geradezu verblijßt. Die Leinen, an denen sie schweben, sind immer durch den Kopf gezogen und der Wind, der in den geöffneten Mund freien Zutritt hat, schwellt nicht nur den Körper zu täuschender Lebenswahrheit der

*) Aus „Ko-Ko-Ko“, einem der schönsten Hearn-Bücher, die bei Kuetten und Loening in Frankfurt erschienen sind. Die feine Skizze heute zu lesen, ist lehrreich. Der Krieg, dessen Ausgangsstimmung sie schildert, ist der von Japan gegen China geführte. Von Nagasaki her waren im Frühjahr 1895 russische Kriegsschiffe gekommen. Auf der Rhebe von Tschifu machten sie klar zum Gefecht. Doch kein einziger Schuß fiel. Im Beach-Hotel wurde Alles hübsch still abgemacht. Rußland, Deutschland, Frankreich hatten sich verbündet, um die Auslieferung der im Friedensvertrag von Schimonoseki den Japanern versprochenen Kriegsbeute zu hindern. Wenn Japan auf der Liau-Halbinsel herrscht, ist Peking bedroht und Koreas Unabhängigkeit nur noch leerer Wahn. Das sagen die Vertreter der drei Großmächte; sie fordern, daß die Japaner aus Liautung abziehen. Die Männer von Nippon zaubern. Auf der Halbinsel ist das Blut ihrer Brüder geflossen; sie haben Port Arthur erklümt: und sollen auf den werthvollsten Kampfspreis nun verzichten? Doch Rußland spast nicht. Deshalb ist das starke Geschwader vor Tschifu versammelt: ist's nöthig, so sprechen die Batterien. Am zehnten Mai fällt im Drawing-Room des Beach-Hotels die Entscheidung. Mit rothem Stift hatten die Russen auf der Landkarte den Bezirk eingezäunt, den Japan herausgeben müsse. Ihr Admiral Makarow wirft seinen Degen auf die Karte,

Form, sondern erhält ihn in steter Wellenbewegung. So steigen und sinken sie, schnellen und drehen sich genau so wie lebendige Fische, während der Schwanz auf und ab zuckt und die Flossen tabellose Schwimmbewegungen ausführen.

In dem Garten meines Hausnachbars sind zwei wunderbare Exemplare; einer hat einen orangefarbenen Bauch und blaugrauen Rücken, der andere schillert ganz silbern und beide haben große, geisterhafte Augen. Das leise Rauschen, mit dem sie gegen den Himmel segeln, ist wie das Streichen des Windes über Schilfrohr. In einer kleinen Entfernung sehe ich einen anderen großen Fisch mit einem kleinen rothen Knaben auf dem Rücken. Dieser rothe Knabe stellt „Kintoki“ vor, das kräftigste aller Kinder, die je in Japan geboren waren, das schon als Säugling mit Bären rang und Koboldvögeln Fallen stellte.

Jedermann weiß, daß diese Papierkarpfen oder „Kois“ nur zur Zeit des großen Knabengeburtstages im fünften Monat des Jahres ausgehängt werden. Ihr Erscheinen über einem Haus kündigt die Geburt eines Sohnes an und symbolisiert die Hoffnung der Eltern, ihr Sohn werde einstmals im Stande sein, sich allen Hindernissen zum Trotz seinen Weg durch das Leben zu bahnen, eben so wie der wirkliche „Koi“, der breite japanische Karpfen, große Flüsse gegen den Strom hinaufschwimmt.

In diesen leuchtenden Frühlingstagen des Jahres 2555 der japanischen Zeitrechnung wird der „Koi“ zum Symbol von etwas Größerem als der Elternliebe: er wird zum Symbol der großen Zuversicht einer durch den Krieg gekräftigten Nation. Die militärische Wiedergeburt des Reiches, das wahre Geburtstagsfest des „neuen Japan“, be-

daß der Fisch dröhnt. Ja oder Nein? Die gelben Männer müssen nachgeben. Neun Jahre danach hat eine von ihnen gelegte Mine dem Admiral Matarow und seinem Flaggschiff „Petropawlowsk“ den Untergang bereitet. Japan hat Port Arthur noch einmal erobert (der russische Verteidiger war nicht so leicht zu überwinden wie der chinesische) und nun fest in der Hand behalten. Längst herrscht es auf Korea; und erstrebt jetzt die Vormundschaft über das kopflose Gebild, das sich Republik China nennt. Zuerst hat es „die Schmach von Tschifu“ an Rußland gerächt. Im Jahr 1914 an dem Deutschen Reich. (Das Ultimatum, das sein Botschafter in die Wilhelmstraße trug, fing mit den selben Worten an wie das 1895 an Matarow durchgedrückte. Vergeßlich sind die Herren in Tokio nicht. Geduld und, auf ihre besondere Weise, nicht ohne Humor.) Fehlt nur noch Frankreich. Daß ihm die Mitwirkung zu der That des Zufallsbündnisses verziehen worden sei, glauben nur arglose Seelen. „Auch mit Frankreich rechnen wir noch ab“: oft haben Japanerlippen die Drohung gemurmelt. Daß der Tag in Tschifu solche Folgen haben könne, ahnte damals nur ein winziges Politikerfährlein. Jetzt, nach der feierlichen Besiegelung des russo-japanischen Schutzbündnisses, wird Rückkehr in die Kriegsstimmung uns Lehrreich.

ginnt mit dem Sieg über China. Der Krieg ist zu Ende, die Zukunft, obgleich bewölkt, scheint voll von Verheißungen; und wie groß die Schwierigkeiten sein mögen, die weiteren Errungenschaften im Weg stehen: Japan hat weder Furcht noch Zweifel. Vielleicht liegt sogar eine Gefahr in eben diesem maßlosen Selbstvertrauen. Dies ist kein neues, durch den Sieg geschaffenes Gefühl, es ist ein Rassegefühl, das häufige Siege nur noch verstärkt haben. Von dem Tage der Kriegserklärung an herrschte niemals auch nur für einen Augenblick der geringste Zweifel an dem endgiltigen Sieg. Allgemeiner und tiefer Enthusiasmus machte sich überall bemerkbar, wenn auch keinerlei äußere Kundgebungen von Erregung stattfanden. Ernste Männer machten sich gleich ans Werk, Geschichten über die japanischen Triumphe zu schreiben. Diese Geschichten, mit photolithographischen Zeichnungen oder Holzschnitten illustriert, fanden Verbreitung im ganzen Land, lange, ehe fremde Beobachter gewagt hatten, den Ausgang des Kampfes vorherzusagen. Von allem Anfang an war sich die Nation ihrer Kraft und der Ohnmacht Chinas bewußt.

Die Spielfachenverkäufer brachten Regionen Dinge mit sinnreichem Mechanismus auf den Markt: chineische Soldaten, die flüchteten, oder solche, die von japanischen Reitern niedergestochen oder mit zusammengebundenen Föpsen in Gefangenschaft fortgeführt wurden oder vor berühmten Generälen, um Gnade flehend, den „Kotau“ machten. An der Stelle altmodischer Spielfachen, die Samurai in voller Rüstung vorstellten, erschienen Figuren aus Thon, Holz, Papier oder Seide, die japanische Kavallerie, Infanterie und Artillerie vorstellten, Modelle von Festungen und Batterien, Portraitfiguren von Kriegsberühmtheiten. Die Erstürmung der Schanzen von „Vort Arthur“ durch die Kumamoto-Brigade war der Gegenstand einer dieser sinnreichen mechanischen Spielfachen. Andere zeigten den Kampf des Matsuhima-Kan mit chinesischen Panzerschiffen. Auch wurden Myriaden von Miniaturgewehren verkauft, die durch Luftdruck mit lautem Knall Korke entluden, und Myriaden winziger Schwerter und zahllose kleine Hörner, deren unablässiges Wäsen mir den Zinnhorntumult an einem längstvergangenen Neujahrsabend in New Orleans zurückrief.

Jede Siegesnachricht entfesselte eine ungeheure Produktion farbiger Abbildungen, roh hingeworfen und billig ausgeführt, die, wenn sie auch meist nur der Phantasie des Künstlers entsprungen waren, sich dennoch trefflich dazu eigneten, die öffentliche Liebe zum Ruhm anzufeuern. Auch wunderbare Schachfiguren tauchten auf; jede Figur stellte einen chineischen oder japanischen Offizier oder Soldaten vor.

Die Theater feierten den Krieg in einer noch anschaulicheren Weise. Beinahe jede Episode des Feldzuges fand auf der Bühne ihre Wiederholung. Schauspieler suchten sogar die Schlachtfelder auf, um dort Hintergründe und Szenen zu studiren und sich für ihre Darstellung nach der Natur zu bilden. Mit der Hilfe von künstlichen Schneestürmen gelang ihnen dann, eine wahrheitgetreue Vorführung des Kriegungemachtes der Mandschurei-Armee zu geben. Jede tapfere That

wurde alljogleich dramatisirt. So der Tod des Hornbläfers Shitakami Genjirō, der Heldenmuth Harada Jinkijis, der sein Leben aufs Spiel setzte, um seinen Kameraden ein Festungsthor zu öffnen, der Heroismus der vierzehn Reiter, die sich gegen den Ansturm von dreihundert Mann Infanterie behaupteten, der erfolgreiche Ueberfall eines chinesischen Bataillons durch unbewaffnete Kulis: alle diese und viele andere Ereignisse wurden auf Tausenden von Theatern dargestellt. Ungeheure Illuminationen, bei denen auf einer Unzahl von Papierlaternen Loyalitätskundgebungen und patriotische Sprüche prangten, verkündeten den Ruhm der Armee und erfreuten das Herz und die Augen der Soldaten, die mit der Eisenbahn ins Lager fuhren. Aber die Triumphe des Krieges wurden auch durch die Industrie des Landes gefeiert. In Porzellan, Metall, kostbaren Geweben, in Zeichnungen für Briefpapier und Umschläge wurden Siege und heroische Thaten verewigt. Man sah sie auf dem Seidensutter der „Haori“ und auf Frauentüchern von Chirimen, Gürtelstickereien, Mustern von Seidenhemden und Kinderfestkleidchen, von billigen Waaren wie Kaliko und Drillstoffen ganz zu schweigen. Man sah sie auf Abarbeiten aller Arten und auf den Seitenwänden und Deckeln von geschlitzten Kästchen, auf Tabakstenteln, Aermelknöpfen, auf Haarschmucknadeln, Frauenkämmen und selbst Eßstäbchen. Jahnstocherpäckchen wurden in kleinen Schächtelchen feilgeboten und jeder einzelne Jahnstocher trug in Miniaturschrift irgendein Kriegsgebidt. Und bis zum Friedensschluß oder wenigstens bis zu dem unsinnigen Versuch eines „Soshi“, den chinesischen Bevollmächtigten während der Verhandlungen zu töden, war Alles so eingetroffen, wie das Volk es wünschte und hoffte.

Aber kaum wurden die Friedensbedingungen bekannt, da beeilte sich Rußland, zu interveniren, und nahm Frankreichs und Deutschlands Hilfe in Anspruch, um Japan zu unterdrücken. Das Bündniß fand keinen Widerstand. Die Regierung spielte „Jiujutsu“ und täuschte die Erwartungen der Nation durch unvorhergesehene Nachgiebigkeit. Japan war nun schon lange darüber hinaus, an seiner militärischen Macht zu zweifeln. Die Kraft seiner Reserven ist wahrscheinlich viel größer, als man je zugegeben hat, und sein Unterrichtssystem mit seinen sechs- und zwanzigtausend Schulen ist eine riesige Drillmaschine. Auf seinem eigenen Boden konnte es Japan mit jeder Macht der Welt aufnehmen. Die Flotte war seine schwache Seite und dieser Schwäche war es sich vollkommen bewußt. Es war eine kleine Flotte mit kleinen leichten Kreuzern, die jedoch wunderbar geführt wurden. Wohl hatte ihr Admiral ohne Einbuße eines einzigen Schiffes die chinesische Flotte bei zwei Zusammenstößen vernichtet, aber sie war noch nicht stark genug, um der vereinten Macht dreier europäischen Flotten Widerstand leisten zu können; und die Blüthe der japanischen Armee war zu Land in Anspruch genommen. Man hatte mit großem Scharfsinn den geeigneten Moment für die Intervention gewählt. Die schweren russischen Schiffe wurden für den Kampf gerüstet und schon sie allein hätten die japanische Flotte überwältigen können, obgleich der Sieg den Russen theuer

geworden wäre. Aber plötzlich wurde die russische Aktion durch die englischen Sympathieklundgebungen für Japan unterbrochen. England war in der Lage, innerhalb einiger Wochen eine Flotte in die asiatischen Gewässer zu bringen, die alle hier versammelten Flotten der europäischen Mächte in einem einzigen Gefecht vernichten konnten. Und ein einziger Schuß eines russischen Kreuzers konnte einen Weltkrieg entfachen.

Aber in der japanischen Flotte herrschte ein unbezähmbares Verlangen, mit allen drei Mächten zugleich den Kampf aufzunehmen. Es wäre ein furchtbarer Kampf gewesen, denn kein japanischer Admiral hätte sich dazu verstanden, zu weichen, kein japanisches Schiff hätte seine Segel gestrichen. Auch die Landarmee war begierig auf den Krieg. Es bedurfte wirklich der ganzen Staatsklugheit und Energie der Regierung, um die Nation zurückzuhalten. Man unterdrückte die freie Aeußerung und brachte die Presse zum Schweigen; und durch die Rückgabe der Halbinsel Liau an China (im Austausch für eine größere Kriegsentzähmung, als ursprünglich verlangt worden war), wurde der Friede gesichert. Die Regierung handelte mit kluger Voraussicht. Denn in diesem Stadium der japanischen Entwicklung hätte ein kostspieliger Krieg mit Rußland verhängnißvolle Folgen für die Industrie, den Handel und die Finanzen haben können. Aber der nationale Stolz war tief verwundet.

Der Matsushima-Kan ist von China zurückgekommen und liegt vor dem Garten der Friedensfreunde verankert. Er ist kein Koloß, obgleich er Ungeheures geleistet hat; aber er sieht immerhin recht imposant aus, wie er so in dem klaren Licht daliegt, eine steingraue Festung aus Stahl, die aus der glatten blauen Fluth emporragt. Die Besichtigung wurde der entzückten Bevölkerung freigegeben, die sich zu dieser Gelegenheit wie zu einer ganz großen Tempelfeier geschmückt hat. Auch mir wird gestattet, mich einigen von ihnen anzuschließen. Es sieht aus, als ob alle im Hasen vorhandenen Boote für die Besucher gemietet worden wären: so ungeheuer ist der Andrang der Fahrzeuge, die um das Panzerschiff wimmeln. Es ist unmöglich, die zahllosen Schaulustigen zu gleicher Zeit an Bord zu lassen. Man bedeutet uns, zu warten, während Hunderte früherer Ankömmlinge hineingelassen werden und andere hinausströmen. Aber das Warten in der kühlen Seeluft ist nicht unwillkommen und das Schauspiel der Volksfreude ist interessant. Welch frohes Heranstürmen, wenn die Reihe an sie kommt! Welch Drängen und Wogen! Zwei Frauen fallen ins Meer: flugs werden sie von Theerjacken herausgeholt; sie sagen, sie seien nicht böse, hineingelumpft zu sein, weil sie sich nun rühmen können, ihr Leben der Besatzung des Matsushima-Kan zu verdanken. In Wirklichkeit waren sie wohl gar nicht in Gefahr gewesen, zu ertrinken, denn eine Legion gewöhnlicher Schiffer stand hilfsbereit da.

Aber den Männern des Matsushima-Kan schuldet das Volk Wichtigeres als das Leben zweier jungen Frauen; und das Volk ist redlich bemüht, ihnen mit Dank zu lohnen. Geschenke anzunehmen, wie sie

Tausende gern darbieten möchten, ist ihnen durch ein Disziplinarverbot untersagt. Die Offiziere und die Mannschaft müssen schon ermüdet sein, aber sie bezeugen dem Andrang der Schaulustigen und ihren Fragen mit der entzückendsten Liebenswürdigkeit. Man zeigt ihnen Alles bis ins Detail; die ungeheure Kanone mit ihrem Ladeapparat und dem Zielmechanismus, die Schnellfeuerbatterien, die elektrischen Scheinwerfer mit ihrem weitstrahlenden Leuchtmechanismus. Ich selbst, der als Fremder einer besonderen Erlaubniß bedarf, werde überall umhergeführt, hinauf und hinab, ja, man gestattet mir sogar einen flüchtigen Blick auf das Portrait der kaiserlichen Majestäten in der Kajüte des Admirals und man erzählt mir den höchst aufregenden Verlauf der großen Schlacht am Yalu. Inzwischen führen an diesem goldenen Frühlingsmorgen die alten kahlen Männer, die Frauen mit ihren Babas das Kommando auf dem Schiff. Offiziere, Kadetten, Blaujacken sparen keine Mühe, sich ihnen gefällig zu zeigen. Einige unterhalten sich mit den Großvätern, Andere lassen die Kinder mit ihren Schwertgriffen spielen und lehren sie ihre kleinen Händchen hochzuheben und „Seikoku-Banzai“ zu rufen. Und für die müden Mütter werden Matten ausgebreitet, auf die sie sich in dem Schatten zwischen den Verbeden niederkaauern können.

Diese Verbede waren vor wenigen Monaten noch von dem Blute tapferer Männer geröthet; hier und da sieht man noch schwarze Flecke, die dem Scheuerstein Trost geboten haben, und das Volk blickt auf diese Male mit zärtlich frommer Andacht. Das Admiralschiff wurde zweimal von großen Granaten getroffen; seine unbeschützten Theile wurden von einem Hagel von Geschossen durchbohrt. Es hielt den Ansturm aus, büßte aber die Hälfte seiner Besatzung ein. Sein Tonnengehalt ist nur viertausendzweihundertachtzig und seine Angreifer waren zwei chinesische Panzerschiffe, jedes siebentausendvierhundert Tonnen. Von außen zeigt sein eherner Leib keine tiefen Risse, denn die geborstenen Platten wurden wieder ersetzt; aber mein Führer weist stolz auf die zahlreichen ausgebefferten Stellen der Verbede, auf das stählerne Sakelwerk, auf den Rauchfangfirst und auf gewisse schreckliche Vorprünge mit den kleinen aus ihnen hervorragenden Spitzen in dem süßbitten Stahl der Geschützبانke. Er bezeichnet uns unten den Weg, den die Granate, die das Schiff durchbohrte, genommen hat. „Als sie kam,“ sagt er, „warf die Erschütterung Männer so hoch in die Luft“ (er hebt seine Hand zwei Fuß über Kopf), „im selben Augenblick wurde Alles pechschwarz, man konnte nicht die Hand vor den Augen sehen. Dann fanden wir, daß eine der Backbordkanonen zersplittert worden war und die ganze dortige Mannschaft getödet hatte. Vierzig Mann waren auf der Stelle tot, viel mehr schwer verletzt; in diesem Theil des Schiffes konnte sich kein einziger retten. Das Deck gerieth in Brand, weil die Munition explodirt war, und so mußten wir zugleich kämpfen und uns bemühen, das Feuer zu löschen. Selbst Schwerverwundete, denen die Haut in Fetzen von Gesicht und Händen herunterhing, arbeiteten, als fühlten sie keinen Schmerz, und Sterbende theilhaftigten sich mit dem letzten

Aufgebot ihrer Kräfte an der Arbeit des Wasserzureichens. Aber es gelang uns, den Ting-Yuen mit einer Salbe aus unseren Haubitzen endlich zum Schweigen zu bringen. Den Chinesen standen europäische Kanoniere bei. Hätten wir es nicht mit Europäern zu thun gehabt, unser Sieg wäre allzu leicht gewesen!“

Er spricht die richtige Stimmung aus. . . Nichts hätte an diesem schönen Frühlingstag das Herz der Matsushima-Männer so erfreuen können wie der Befehl, die Anker zu lichten, um zum Angriff der großen russischen Kreuzer an der fernem Küste zu schreiten.

Als ich vor einigen Jahren von Schimonoseki in die Hauptstadt fuhr, sah ich unterwegs viele Regimenter, die eben nach dem Kriegsschauplatz gingen. Alle Leute trugen weiße Uniformen, denn die heiße Jahreszeit war noch nicht vorüber. Diese Soldaten sahen so völlig wie Studenten aus, die ich unterrichtet hatte (und wirklich waren Tausende unter ihnen eben erst aus der Schule entlassen worden), daß ich mich des Gefühls nicht erwehren konnte, es sei doch grausam, solche Jünglinge in die Schlacht zu schicken. Der Ausdruck der Knabengesichter war so offenherzig, so frohgemuth, so völlig unbewußt des schweren Ernstes des Lebens! „Fürchten Sie nichts für sie,“ sagte ein mitreisender Engländer, der sein Leben in Feldlagern zugebracht hatte, „sie werden sich sicher trefflich bewähren.“ „Das weiß ich,“ antwortete ich, „aber ich denke an Fieber, Frost und den Winter in der Mandschurei; all Dies ist fürchtbarer als die Gewehrläufe der Chinesen.“

Der Hornruf, der beim Anbruch der Dunkelheit die Mannschaft zum Appell zusammenrief oder die Ruhepause verkündete, war seit Jahren eine meiner Sommerfreuden in den japanischen Garnisonstädten gewesen. Aber während der Kriegsmomente berührte mich dieser langgezogene klagende Ruf ganz anders. Ich glaube nicht, daß an der Melodie etwas Besonderes ist, aber mir war manchmal, als ob sie mit einem besonderen Gefühl gespielt würde; und wenn sie von allen Hörnern einer Division zugleich in die sternenhelle Nacht hinaus schallte, hatte dieser reiche Zusammenklang von Tönen eine melancholische Süße, die mir unvergeßlich bleiben wird. Und ich versank in einen traumhaften Zustand, in dem mir war, als rief ein Geisterhorn die Jugend und Kraft von Tausenden in das Schattenreich ewiger Ruhe.

Heute ging ich, um die Rückkehr einiger Regimenter zu sehen. Auf der Straße, durch die sie kommen sollten und die von Kobé nach der Nanto-San-Station führt (dem größten Tempel, dem Geist des Helden Kusunoki Masafugé geweiht), waren mit Laub geschmückte Triumphbögen errichtet worden. Die Bürger hatten sechstausend Yen gespendet, um der Ehre theilhaft zu werden, den rückkehrenden Soldaten das erste Mahl anzubieten; und viele Bataillons hatten diesen liebevollen Willkommensgruß schon empfangen. Die Zelte in dem großen Tempelhof, wo die Truppen aßen, waren mit Flaggen und Festons geschmückt; für alle Regimenter hatte man Geschenke vorbereitet, Süßigkeiten, Cigarrenpäckchen und Tücher, die mit Gedichten zum Preis der Tapferkeit bedruckt waren. Vor dem Tempelthor war

ein wirklich sehr schöner Triumphbogen errichtet worden; er trug auf seinen beiden Fassaden Willkommensworte in chineesischen Goldbuchstaben und auf seiner Spitze thronte ein Falke, der mit seinen ausgebreiteten Fittichen einen Erdglobus beschattete.

Zuerst wartete ich mit einem Greis auf dem Bahnperron, der sehr nah dem Tempel ist. Als der Zug einfuhr, befahl eine Schildwache den Zuschauern, die Plattform zu räumen; draußen auf der Straße hielt die Polizei den Andrang zurück und ließ allen Verkehr einstellen. Einige Minuten später zog das Bataillon ein. In regelmäßigen Reihen marschirten sie durch den Triumphbogen, an ihrer Spitze ein ergrauter Offizier, der beim Gehen ein Wenig hinkte und eine Cigarette rauchte. Die Menge verdichtete sich um uns, aber keinerlei Hochrufe wurden laut, man hörte nicht einmal sprechen; nur der dröhnende Schritt der Soldaten unterbrach die Stille.

Ich konnte gar nicht glauben, Dies seien die selben Männer, die ich in den Krieg hatte ziehen sehen. Nur die Nummern auf den Achselklappen machten mir klar, daß es sich doch so verhalte. Sonnverbrannt und finster waren die Gesichter; viele von ihnen trugen große Bärte. Die dunkelblauen Winteruniformen waren beschmutzt und zerrissen, die Schuhe zur Formlosigkeit vertreten, aber der taftfeste, rhythmische Schritt war der Schritt weitherarter Soldaten. Das waren keine Knaben mehr, sondern gestählte Männer, fähig, es mit jedem Kriegsheer der Welt aufzunehmen. Männer, die Blut vergossen, Bollwerke gestürmt hatten, Männer, die auch viel erduldet, von dem die Geschichte nichts erzählen wird. Die Gesichtszüge zeigten weder Freude noch Stolz. Die scharf spähenenden Augen hatten kaum einen Blick für die Willkommensgrüße, die Flaggen, die Dekorationen, den Triumphbogen mit dem den Erdball überschattenden Kriegsfalken. Vielleicht, weil diese Augen oft Dinge gesehen hatten, die Menschen ernst stimmen. Ein einziger Mann nur lächelte beim Vorübergehen und rief mir die Erinnerung an ein Lächeln wach, das ich auf dem Antlitz eines Zuaven gesehen hatte, da ich als Knabe der Rückkehr eines Regimentes aus Afrika beizuohnte: ein höhnisches Lächeln, das durchbohrte. Viele der Zuschauer waren sichtlich bewegt, denn sie fühlten intuitiv den Grund dieser Wandlung. Ich sagte zu einem alten Mann: „Heute werden sie in Osaka und Nagoya sein. Sie werden das Hornsignal vernehmen und beim Appell ihrer armen Kameraden gedenken, die niemals die Heimath wiedersehen werden.“

Der Greis antwortete mit schlichtem Ernst: „Die Leute im Weltwesten glauben vielleicht, daß die Toten niemals zurückkehren. Wir denken anders darüber: die japanischen Toten kehren zurück; sie kennen den Weg. Von China und von Korea werden sie kommen, auch die tief im Meeresgrunde ruhen, Alle kehren zurück, Alle. Alle sind jetzt mit uns. Und wenn es dunkelt, schaaren sie sich und harren des Signalarufes. Und sie werden ihn auch an dem Tag hören, an dem die Truppen des Sohnes des Himmels gegen Rußland marschiren.“

Gaspario Hearn.

Abiturienten-Examen

Damen werden schnell und gründlich zum Abiturienten-Examen vorbereitet im **Darmstädter Pädagogium**

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.
Stets geöffnet. Prospekte frei.

Dr. Möller's Sanatorium **Diätet. Kurort nach Schroth** berühmte Lage (Wirts. Heilort) Chron. Kranke Prospekt gratis
Dresden-Gosdorf
Abteilung f. Blindenberufshilfe: pro Tag 5 Mk.

Dr. Brubn's Wäsche geruchl., unschädl. Ungerleferforschzt.
Pulv. für 6 Hemd. i. M. Parus, Hamburg 762.

*In
allen Größen
befüllt man Bestellung
durch die
Woffische
Zeitung
Berlin SW 68, Ullsteinplatz*

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Hauttrinkkur bei Nierengries Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1914 — 11,325 Badegäste und 2,181,681 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Sommerausstellung 1916

Bilder von Beckmann — Cézanne — Corinth — Habermann — Heckel — Hübner — Kardorff — Leistikow — Manet

Liebermann — Menzel

Marées — Monet — Pissarro — Purrmann — Rayski Renoir — Sisley — Slevogt — Thoma — Trübner — Waiser.

Bildwerke von Barlach — Gaul — Kolbe — Lehbruck
Tuailon. — Zeichnungen von Carl Spitzweg

Galerie Paul Cassirer

Berlin, Viktoriastr. 35. — Geöffnet 9—5 Uhr.

Bei Gicht **LITHIONWASSER**
nimmt
nach Vorschrift des Geheimrats Dr. Jung. — 10 Flaschen Mk. 5.— Nachnahme
M. Knoll, Magdeburg 1, „Im Raben“.

Bilanz per 31. März 1916.

Aktiva.		Passiva.	
M.	pf.	M.	pf.
Grundstücks-Kto. Hôtel Bristol	8 500 625	Aktien-Kapital-Konto . . .	9 500 000
Gebäude-Konto Hôtel Bristol	3 100 000	Vorzugs-Aktien-Kapital-Kto. .	2 200 000
Hôtel Bellevue-Konto	4 250 000	Reservefonds-Konto	3 679 679
Inventar-Konto	1 541 000	Hyp.-Schuld.-K. Behrenstr. 67	700 000
Maschinen-Anlagen-Konto	80 000	Hyp.-Schuld.-K. Hot. Bellevue	3 620 000
Beteiligungs-Konto	1 095 000	Konto für vorausbez. Mieten	54 500
Konto für vorausbez. Prämien	16 235	Vorz.-Akt.-Divid.-Kto. 1914/14	100
Kassa-Konto	29 257	Dividenden-Konto 1915/14 . . .	1 800
Effekten-Konto	591 568	Steuern-Reserve-Konto	108 000
Debitoren-Konto	2 925 527	Kreditoren-Konto	1 369 228
Waren-Vorrats-Konto	1 269 714	Restkaufgeld-Konto Bauer	182 000
		Mietsausgl.-Kto. Centr.-Hôtel	250 000
		Gewinn- und Verlust-Konto . . .	293 641
	23 088 947		23 088 947

Gewinn- und Verlust-Konto pro 1915/16.

Debit.		Kredit.	
M.	pf.	M.	pf.
Steuern- u. Hausabgab.-Kto.	277 877	Zinsen-Konto	129 905
Gebäude-Instandhaltungskonto Centralhôtel	48 697	Generalbetriebs-Konto	2 667 927
Salär-Konto	583 211		
Lehn-Konto	824 611		
Hyp.-Zins.-Kto. Behrenstr. 67	29 750		
General-Unkosten-Konto	208 683		
Talonsteuer-Konto	5 000		
Kriege-Unterstützungs-Konto	25 487		
	1 982 829		
Abschreibungen	550 967		
Gewinn	298 841		
	844 072		
	2 826 829		2 826 829

Die in der heutigen ordentlichen Generalversammlung festgesetzte Dividende auf die Vorzugsaktien für die Geschäftsjahre 1914/15 und 1915/16 (je 5% = M. 50 —) gelangt sofort gegen Einreichung der Dividendenscheine Nr. 8 u. Nr. 9 bei den Herren Braun & Co. hier, Eichhornstr. 11, bei der Deutschen Bank, hier, b. d. Herrn Koppel & Co., Bankgeschäft, hier, Pariser Platz 5, bei Herrn Abraham Schliesinger, hier, Mittelstr. 2/4, zur Auszahlung. Berlin, den 4. Juli 1916.

Hôtelbetriebs-Aktiengesellschaft Conrad Uhl's Hôtel Bristol-Centralhôtel.
Lüpschütz. C. Pelzer.

Fliehende Kaskaden



Denkt
an uns!
Sendet

Galem Aleikum

Galem Gold

Willkommenste Liebesgabe!

(Hohlmundstück)

(Goldmundstück)

3igaretten.

20 Stück. feldpostmäßig verpackt, portofrei!

50 Stück. feldpostmäßig verpackt, 10 Pf. Porto!

Trustfrei!



Orient Tabak u. Cigarettenfabrik
Joh. Hugo Zietz, Hoflieferant S.M.d. Königs- u. Sachsen



Grunewald- Rennen.

Siebenter Tag

Sonntag, den 16. Juli, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.:

Kincsem-Rennen

Preise 13 000 M.

Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 12 M.

I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.

Sattelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M. II. Platz: 3 M.,

Kinder 1 M. Terrasse: 2 M., Kinder 1 M. III. Platz:

1 M. IV. Platz: 0,50 M.

Wagenkarte: 10 M.

Vorverkauf von Rennbahnbillets, Eisenbahnfahrkarten und offiziellen Rennprogrammen im **Weltreisebureau „Union“**, Unter den Linden 22, und Kaufhaus des Westens, Tauentzienstr. 21—24.

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an den Anschlagssäulen.

**Alleinige Anzeigen-
Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“** nur durch **Max Kirstein** Berlin SW. 69, Markgrafenstr. 59.
Fernspr. Amt Zeitrum Nr. 108 09, 108 10.
Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

**Salamander
Stiefel**



Die deutsche
Weltmarke!

JOE
LOE



Einzig in seiner Art

**Wagners
Saar-Riesling**

Centralverkaufsstelle für Deutschland: Berlin W.30.